Haus und Welt

Sterbeglocken

Ueber die schauernde Heide
Schweifst ein verloren Geläut,
Kündet: Vom irdischen Kleide
Löst eine Seele sich heut.

Hörst du den Weidenbusch weinen,
Klagender Winde Laut?
Fühlst du, wie um den einen
Alles mit Tränen betaut?

Schweigend der Wanderer rastet,
Bringt ein Gebetlein dar,
Durch sein Erinnern hastet
Trüber Gedanken Schar...

Ueber die schauernde Heide
Schweifst ein verloren Geläut,
Kündet: Vom irdischen Kleide
Löst eine Seele sich heut.

Der Scharfrichter von Chartres

Düster, unheilverkündend, brütete schon über dem Frankreich Ludwig des Dreizehnten jene Stimmung, die erst anderthalb Jahrhunderte später in den Schreckenstagen der großen Revolution zum Ausdruck kommen sollte. An einem regnerischen Novemberabend der dreißiger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, als der Sturm über das naßkalte, verödete Land fegte, hielt vor dem einzigen Wirtshause des Dorfes Rueil, das an den Park von Malmaison stößt, ein einsamer Reiter. Triefend das arme Roß, triefend auch der Mann, der die dunkle Bürgerkleidung jener Tage trug. Gewandt sprang er vom Pferde, band es fest und trat in die niedrige Wirtsstube. Da war kein Mensch außer der alten, dicken Wirtin und ihrem schnurrenden Kater.

Der verspätete Gast verlangte ein Mahl, erhielt aber den Bescheid, daß bereits ein anderer, der vor ihm erschienen, alles mit Beschlag belegt und man stehe eben im Begriff, ihm ein Diner anzurichten. „So fragt ihn," bat der Fremde, „ob ich mich vielleicht an seinem Essen beteiligen könnte, selbstverständlich werde ich die Kosten tragen." Die Magd richtete die Anfrage des Fremden aus und erhielt den Bescheid, der Herr erwarte ihn im oberen Gelaß.

Beim Eintritt des Bürgers erhob sich ein riesengroßer, dunkel gewandeter Mann, der ihn mit gelassener Freundlichkeit begrüßte. Dann setzten sich die beiden Genossen des Zufalls gemeinsam an den Tisch, während die Wirtin auftrug, was das Haus vermochte. Bald löste der Wein die Zungen, man begann über Zweck und Ziel der Reise sich gegenseitig Auskunft zu geben. „Ei," meinte der zuletzt Angekommene, indem er seinem liebenswürdigen Wirt ein Glas von dem köstlichen alten Burgunder einschenkte, „Ihr seid wohl hier recht gut bekannt, daß man Euch ein so vortreffliches Essen zubereitet hat!" „Nein, ich komme zum ersten Male her," entgegenete der, „aber vermutlich wohnt Ihr in der Gegend?" „Ach nein," meinte der Bürger, „ich bin aus Rochelle." „Aus Rochelle!" erstaunt musterte ihn sein Gegenüber, „was führt Euch denn so weit her?"

Da lehnte der andere sich bequem in seinen Stuhl zurück und beginnt zu erzählen: „Das ist eine recht unangenehme Geschichte— der Kardinal Richelieu —" „Was habt Ihr denn mit dem Herrn Kardinal zu schaffen?" unterbricht ihn sein Wirt hastig, „doch hoffentlich nichts Ernstes?" — „Wie man's nimmt," entgegnet der Gefragte, „man hat zu Rochelle eine beißende Satire verfaßt, die den Herrn Kardinal verhöhnt und obgleich ich sie niemals auch nur mit einem Blick gesehen habe, hat man mich bei Richelieu verleumdet, ich wäre der Verfasser. Doch," setzte er hinzu, diesen Irrtum wird es mir eine Kleinigkeit sein, zu zerstreuen!"

„So?" fragt der andere und es klingt seltsam in der stillen Stube, so daß der Bürger von Rochelle unwillkürlich aufhorcht. „Wie meint Ihr denn das?" und sieht fragend den Fremden an. „Durch wessen Willen glaubt Ihr wohl, daß ich hier sitze?" Die fragende Stimme hat einen so sonderbar dumpfen Klang. „Wie kann ich das wissen!" entgegnet beklommen sein Gast. „Nun sagt mir noch, zu welcher Stunde sollt Ihr im Schlosse des Kardinals erscheinen?" „Was fragt Ihr mich so merkwürdig," meinte der und schüttelt mit dem Kopf. „Ich bin um die sechste Stunde bestellt, doch warum wollt Ihr dies wissen?" Da läßt sein unheimlicher Wirt den Kopf auf die Brust sinken und murmelt: „So stimmt es also — auch ich bin um sechs Uhr bestellt!" „Aber wozu?" ruft der Rocheller ungeduldig aus. „Wollt Ihr es wissen? Nun denn, um Euch den Kopf abzuschlagen!" Entgeistert starrt ihn sein Gast an. „So wärt Ihr also...? „Ja," entgegnet der Fremde, „ich bin der Scharfrichter von Chartres!"

Grausen erfaßt die so seltsam vom Schicksal zusammengewürfelten Männer, wortlos starren sie eine Weile einander an. „Dankt Eurem guten Stern, der Euch mir gerade in den Weg geführt — sonst wäret Ihr morgen ein Kind des Todes!" sagt der Scharfrichter ernst. „Da Ihr aber mein Gast gewesen und ich von Eurer Unschuld überzeugt bin, so will ich Euch retten. Eile aber tut not. Laßt uns die Zeche zahlen, dann wollen wir weiter gehen."

Nun standen die beiden seltsamen Gefährten auf der Landstraße, eilend bestiegen sie ihre Pferde und machten erst Halt in der Nähe des Schlosses Malmaison. Es ist dasselbe Schloß, das in den Tagen Napoleons als Aufenthalt der geschiedenen und verstoßenen Gemahlin des Kaisers dieser zu ihrem letzten irdischen Asyl diente. Düster hob es sich gegen den nächtlich finsteren Himmel ab — eine unheimlich drohende Masse. „Seht Ihr dort das vergitterte kleine Fenster im Turme?" fragte der Fremde den ihm willenlos folgenden Bürger. Nur von dieser Stelle aus gewahrt man es. Dort ist der Ort, wo auch Euer Schicksal sich erfüllen würde. In diesem schauerlichen kleinen Turmgemach wird nicht nur das Urteil gefällt, sondern auch zugleich vollstreckt. Hab ich meines Amtes gewaltet, dann öffnet sich eine geheime Falltür und der Leichnam fällt aus ungeheurer Höhe in eine Grube mit ungelöschtem Kalk — und nie wieder hört man etwas von dem Verschwundenen. Vielleicht irre ich mich, vielleicht bin ich auch für einen anderen herbestellt. Merkt wohl, was ich Euch rate — verbergt Euch hinter diesem Zaun und wenn Ihr nach einer Stunde noch kein Licht in jenem Fenster seht, dann galt mein Kommen einem anderen. Erscheint dagegen ein Licht, so wart Ihr gemeint, dann flieht außer Landes, so schnell Euch das treue Roß zu tragen vermag!"

Da faßt der Rocheller stumm die Hand seines Führers und küßt sie. Worte findet er keine! Nun verschlingt die Dunkelheit den Mann, der sich eilends dem Schlosse nähert. Für den Rocheller aber beginnt die schauerlichste Stunde seines Lebens. Tropfenweise nur scheinen die endlosen Minuten ins Meer der Ewigkeit zu versinken. Sein Blick hängt an den unheilvollen Fenstern von Malmaison — da — ein Lichtstrahl flammt plötzlich empor, schicksalkündend! Da befolgt der geängstigte Mann den Rat seines Retters, verläßt schleichend sein Versteck und flüchtet auf seinem Pferde zur Grenze um Frankreich für lange Jahre den Rücken zu kehren! — — —

Die Zeit vergeht, tot ist der Kardinal, der Rocheller ist heimgekehrt und sein erster Weg gilt seinem Retter. Er bittet ihn zu Gast in jenes einsame Wirtshaus, diesmal ist er der Wirt. Noch heute zeigt man das Zimmer, wo jenes denkwürdige Mittagessen stattgefunden — noch jetzt heißt es im Volksmund: Saal der guten Hilfe!

Mucki, der Tanzbär

Von Erna Büsing.

Mit seiner Mutter war er im Walde. Sie war nicht nur eine gute, sie war auch eine kluge Mutter und so führte sie ihn an allerhand Fruchtsträucher, stieß ihn mit der Nase an die Früchte nud sorgte dafür, daß er fraß, fraß und nochmals fraß. Sie beide hatten sich an einer gar zu guten Mahlzeit eigentlich überfressen, es lag viel Schwerauflösliches in ihren Mägen, nun sollten die Früchte für die so notwendige Verdauung sorgen. Der junge Bär fraß, wie ihm geheißen, denn er war gegen seine Mutter gehorsam aus Instinkt heraus, er wußte, was sie tat, war gut. Er brauchte keine Denktätigkeit zu entfalten, seine Mutter brachte ihn noch durch's Leben, das heißt, sie führte ihn von Mahlzeit zu Mahlzeit, spielte mit ihm und überwachte seinen Schlaf. Es war so schön im Walde. Die beiden Bären konnten nicht darüber reden. aber sie fühlten sich wie ein Stück Natur. Langsam ging die Mutter, denn das Jungtier war noch gar nicht in seine Maße hineingewachsen, es war in der Hauptsache Knochen und Fell. Die aufgenommene Nahrung schleppte es fast sichtbar mit sich und der Bauch des kleinen Bären war so aufgeblasen wie ein Kinderluftballon.

Auf einmal wurden die Augen der Bärin groß; sie witterte das gefährlichste und größte aller Raubtiere, sie verspürte den allgewaltigen Feind aller Tiere und Pflanzen, ihre Nase verkündete ihr den Menschen. Die Bärin richtete sich auf, der Kleine setzte sich auf die Hinterhand. Nichts war zu hören, kein Ast knackte, kein Zweig schwankte, aber die Nase, die Nase, die trog die Bärin nicht. Ihre Aufmerksamkeit ließ nicht nach; sie entspannte keinen ihrer Sinne. Sie zog das Jungtier zu sich, deckte es mit ihrem Leibe. Und der kleine Bär war so neugierig geworden daß ihm der Speichel aus dem Maule tropfte. Da vernahm er ein Pfeifen und verspürte zugleich eine eigenartige Lufterschütterung. Dann tat seine Mutter einen Fall, schwer und plump. Sie erstickte ihn fast und doch wagte er es nicht, unter ihr hervorzukriechen, es fehlte ihm an Kraft und es mangelte ihm auch an Mut Warm tropfte es aus dem Fell der Mutter. Dann war viel Brechen und Knacken im Buschwerk und es kamen Menschen Man lud die Bärin auf starke Trägerschultern und war froh ob der Beute und das Jungtier kam in einen seltsamen Kasten und wanderte so in die Gefangenschaft.

Nun strömten gar sonderbare Eindrücke auf den kleinen Bären ein. Er sah Menschen, gefangene Tiere, Zelte und große Karren. Aber alles ging an ihm vorüber schnell, er konnte es nicht fassen, seine Augen sahen es wohl, doch konnte er das Gesehene in seinem Gehirn nicht verarbeiten. Er beschnüffelte sein Fell. Tief eingesunken in sein Fell war das Blut seiner sterbenden Mutter, er schnüffelte und leckte daran, das war Mutter. Dann kamen rauhe Hände, taten ihm Gutes und gaben ihm Futter und er leckte und schnüffelte an diesen Händen und seiner Nase waren sie bald vertraut und auf sie übertrug sich das Gefühl, das er einst für seine Mutter hatte, so wurden sie für ihn Mutter.

Diese Hände blieben stets in seiner Umgebung und bald wußte es der junge Bär, sie gehörten zu einem Menschen. Der Mensch war gut zu ihm, er nannte ihn „Mucki", er fütterte ihn, er spielte mit ihm und ohne daß er es wußte, lernte der Bär allerlei.

Schließlich war er ein Künstler, ein Prominenter sogar. Er arbeitete, eigentlich als Clown, in einer gemischten Raubtiergruppe, denn die Lippen, die er ganz lang ziehen konnte, sahen gar zu drollig aus, wenn „Mucki" sich aufrichtete. „Mucki" hatte keine Furcht, stand er sich doch gut mit dem Stärksten im Käfig, mit dem Menschen. Der Bär wurde viel betrachtet im Stall und in der Manege. Nachgerade war er an alles gewöhnt, doch blieb ihm eins furchtbar: viele Menschen überschmierten ihre natürliche Witterung. Und wenn gar zu viele parfümierte Dämchen den „goldigen", „zuckerigen", „wonnigen" „Mucki" angeschaut hatten und ihm der gekaufte Duft „Weiße Rose", „Reseda" und „Heliotrop" in die Nase gestiegen war, dann bekam er nachgerade Furcht vor all' diesen verwitterten Raubtieren und als praktische Auswirkung hatte er Angst vor der Freiheit.

Eines Tages wuchs „Mucki" über den Tierartisten hinaus, er wurde zum Helden. In der Manege nämlich zeigte sich urplötzlich ein Löwe eifersüchtig auf seinen Herrn. Der Löwe war ganz Angriffslust, er war gestraffte Kraft, er wurde unheimlich groß und seine Mähne umwallte ihn als der natürliche Schutz seiner Halsschlagader. Der Löwe verwechselte Manege mit Wildnis, der Löwe kämpfte unsinnig um sein Weibchen. Es kam Unruhe in die ganze Gruppe. In den anderen Löwen wachte die Kampflust auf. Die Tiger fauchten. Aber es war nicht das brrr, brrr der erfreuten Katze, sie holten den Ton tief aus dem Magen heraus, es war ein unheilvolles, dumpfes Fauchen. Wie eine züngelnde Flamme schlich ein Tiger vom Postament. „Mucki" aber tanzte und tanzte und tanzte. Auf einmal sah er den Löwen, der den Dompteur angreifen wollte. „Mucki" sah dieses Leuchtende, dieses Blitzende, dieses Böse in den Augen des Löwen. Und da war „Mucki" der Lippen-Bär. Er nahm den Löwen an und grube seine Krallen dem Löwen in die Augen. Er riß dem Löwen das Augenlicht aus. Obwohl „Mucki" seine Mutter so früh verloren hatte und sie ihn nicht mehr ziehen konnte für glückhaftes Bestehen einer Gefahr, hatte sie ihm doch die ganze Eigenart des Lippen-Bären vererbt, den blitzschnell aufflammenden Zorn, zugleich gepaart mit der überlegten Angriffskunst auf die Augen des Gegners. So wurde „Mucki", indem er seine Rauflust austobte, zum Lebensretter seines Herrn. Nachher war er, obwohl sein Bild in zahlreichen Zeitungen erschien und viel bewunderndes Geschrei um ihn war ruhig wie immer.

Doch eines Tages ereignete sich etwas Seltsames. Schwere Gewitter wüteten, der Regen schlug durch die Zeltleinwand, der Sturm trug Stücke von ihr davon. Jäh fühlte sich „Mucki" als ein Stück der Natur. Es war Herbst. Herb roch die Erde, Zugvögel hatten schon den ganzen Tag über geschrien. „Mucki" hatte jedes Geräusch, „Mucki" hatte jeden Geruch in sich aufgenommen. Er fieberte fast in Erregung. Die Elefanten des Zirkus wurden auf den Platz beordert, um die Raubtierwagen rauszuholen — die infolge der Wolkenbrüche auf dem weichen Boden tief eingesunken waren — und sie nach der gepflasterten Straße zu schieben. Ein junger spielerischer Elefant mußte „Muckis" Wagen transportieren, bei dem er, bevor er sich mit dem Kopf gegen ihn stemmte, mit dem Rüssel einen Schieber öffnete. Außer „Mucki" hatte diesen Vorfall niemand bemerkt. Als alles ruhig war, sog „Mucki" noch einmal tief den Duft der Erde ein und dann schlüpfte er in die Freiheit.

Er trottete durch die Straßen. Angst und Schrecken fegten ihm freie Bahn. Betrunkene wurden munter und selbst alte Leute liefen schnell Haustreppen bis zum höchsten Stockwerk hinauf.

Plötzlich erzitterte die Luft so, wie „Mucki" es in seiner frühesten Jugend einmal gehört hatte und er tat einen dumpfen Fall. Dann folgte der wütende und vorwurfsvolle Schrei eines Mannes und „Muckis" Blut lief auf die Hände des Menschen, zu dem der Bär sich hingezogen gefühlt hatte. Und dieser Mensch weinte, um seinen Tanzbären, um seinen Freund um das ermorderte Tier. Der tote „Mucki" aber sah aus wie er im Leben ausgesehen hatte. War Erstaunen in seinem Blick? Trauer? Freude? Wer erfaßt's? Ewig unverständlich für den Menschen bleibt das Gesicht des Bären.

Das Mädchen aus dem Blockhaus

Von Billis Wilder.

Ja, da saß ich in der Revue, staunend, groß wurden meine Augen, neugierig. Ich war trunken vom Rhythmus dieser Tänze. Ich eilte, als der Vorhang gefallen war, hinter die Bühne, um diesen schwarzen Girls meinen Besuch abzustatten.

„Einen Augenblick, bitte, wir machen Toilette", hauchte eine faßdicke Negerin, grinste verbindlich und verschwand hinter der Tür.

Ich stellte meine Knie gegeneinander, die nun einen Winkel von 45 Graden bildeten. Dann verdrehte ich die Füße, daß sie mir weh taten; dann ließ ich die Beine wieder kerzengrade werden; dann schob ich den Oberkörper nach vorne; dann zog ich die unteren Glieder nach; dann hinkte und stolperte ich. Alles haargenau, wie es die quecksilbernen Negerbeine in der Revue getan hatten. Mein Mund verzog sich zu einem Fluch: So schwer hatte ich diese Charleston-Angelegenheit mir nicht vorgestellt. Immer wieder versuchte ich, meinen Extremitäten die Grazie des eben Gesehenen zu verleihen.

Die Tür kreischte, die faßdicke Negerin schob ihren Hals, der aussah, als hätte er niemals die Bekanntschaft des Wassers gemacht, durch den Türspalt.

„Please. Die Damen sind fertig."

Ich wankte mit leisem Herzklopfen in die Garderobe. Plötzlich war es, als säße eine schwarze Brille auf meiner Stupsnase. Ich sah zehn Mädchen, reizende, schwarze Girls, die brav, wie Schulkinder, dasaßen. Ihre Hautfarbe umfaßte alle Nuancen des Braun. Eine sah aus wie Milchschokolade, eine wie lichter Kaffee, eine wie Bitterschokolade.

Meine Augen blendeten zehnmal 32 Zähne. Fleischgewordene Zahnpasta-Plakate.

Jedes Girlchen nickte fein mit dem Kopf und nannte seinen Namen: Evelin, Marion, Tiger, Gaby, Hilda, Nellie, Etta, Myrte usw.

Zwanzig Augen, schwarz wie Tinte, blickten mich an. Zwanzig Beine seidenstrumpfumspannte Herrlichkeiten, trieben mir das Blut in den Kopf.

Ich verrannte mich wie ein Abiturient; setzte mich auf einen etwas ramponierten Stuhl, dem ein Bein und die Lehne fehlte; stammelte englisch und strupfüß, die nettesten Schmeicheleien.

„Ihr seid ganz famose Tänzerinnen. Ihr seid virtuose Akrobatinnen. Ihr seid große Künstlerinnen."

Die Lippen der Zehn formten sich zu einem einzigen Rosenmündchen: „Yes."

„Was haltet ihr denn eigentlich vom klassischen Tanz? Von seinen Meisterinnen: Fanny Elßler, Lola Montez, Anna Pawlowna?!"

„Yes."

Glaubt ihr nicht, daß die Zeiten des weltberühmten Petersburger und Wiener Balletts..."

„Yes."

„Ihr fühlt euch sicherlich sehr wohl in Amerika. Trotzdem ihr es gesellschaftlich dort nicht so gut habt wie in Europa. Ueberhaupt wird in U. S. A. gegen Andersrassige zu scharf vorgegangen. Was sagt ihr denn zu den Japanern? Ich glaube, daß die strengen Maßnahmen gegen die gelbe Gefahr zu politischen Konflikten zwischen Washington und To[illegible] könnten."

„Yes."

„Liebt ihr schwarze Männer?"

„Yes."

„Liebt ihr weiße Männer?"

„Yes."

Ich zog mit der Rechten das Seidentaschentuch aus der Tasche und wischte den Schweiß von der Stirne. Ich lächelte verlegen.

Mit diesen zehn Girls war nichts anzufangen.

Und dann nahm ich verzweifelt ein einziges Girlchen her, zog es zur Seite.

„Wir werden uns besser verstehen?!"

„Yes."

Die Kleine, auf die meine Wahl gefallen war, hatte Kugelaugen, die sie voll Grazie rollen ließ. Ein aufgewecktes, witziges Ding.

Ihr Mund schnappte nach Luft.

„Was wollen Massa von mir hören?"

„Na, erzähl' mir etwas. Wie heißt du denn?"

„Nellie Waltoar. Aber warum sagen mir Massen du? Ich bin ein Mädchen aus gutem Blockhaus."

Massa lachte, daß ihm der Bauch weh tat. Wie war ich über meine Wahl glücklich. Die Kleine ließ sich eben nicht duzen. Wunderbar.

„Wir haben doch nicht zusammen Zebras gehütet. Wenn das mein Bräutigam wüßte..."

„Wie, was? Bräutigam?"

„Ja, Jupiter heißt er. Der schönste schwarze Mann. Er trug den elegantesten Lendenschurz im ganzen Kral."

„...und hatte trotzdem immer Spendierhosen an. Tag für Tag überhäufte er mich mit Blumen..."

„Mit Blumen?"

„Ja, Massa. Des morgens, wenn ich aufstand, fand ich stets einen herrlichen, in Seidenpapier eingewickelten Kaktus vor der Türe."

Ich bog mich vor Lachen zu einer kühnen Ellipse.

Die Liebesgeschichte, die die Süße mir da vorlog, unterhielt mich ausgezeichnet.

„Jupiter wollte mich heiraten. Wir dachten daran, unsere Nasenringe auszutauschen. Da kam der Krieg. Elefanten verwüsteten unsere Tabakpflanzungen, und wir wurden über Nacht zu Bettlern."

„Seit dem Krieg sind ja schon acht Jahre vergangen, Kleine. Dachtet ihr nicht daran, die Tabakpflanzung neu aufzubauen?"

„Nein, Massa. Der böse, böse Krieg hatte die Menschen gelehrt, ihre Zigaretten und Zigarren aus anderem Zeug herzustellen. Mit Tabak ist es nichts mehr. Ja, Massa. So wurde Nellie Walton ein schwarzes Girl. Warum sollte sie zeitlebens Baumwolle pflücken, waschen und plätten? Warum? Ich bin Girl geworden. Basta, Massa."

Nellie, das Girl aus besserem Blockhaus, blickte stumm und ernst in meine feuchten Augen. Sie war zumindest eine ebenso gute Schauspielerin wie Tänzerin.

Jetzt erst merkte ich, daß die anderen Girls während des Gespräches lachend hinter mir gestanden hatten. Ich freute mich, daß Stimmung in die Gesellschaft gekommen war.

Die zehn Girls lehrten mich nun, Charleston tanzen.

Eine Stunde später wußte ich nicht wie mir war. Meine Beine glichen einer Ziehharmonika. Schweiß rann über das erhitzte Gesicht, ich sah aus, als wäre ich eben am Ziele eines Marathonlaufs angelangt.

Allein, ich war glücklich. Oh — jetzt wußte ich, daß die Knie einen Winkel von 75 Graden einschließen mußten.

Die kleinen Kannibalinnen wurden immer zutraulicher. Im Chor sangen sie den Schlager aus der Revue: „Du bist zum Anbeißen..."

Da rannte aber Massa davon.

Wenn Venus badet...

Von Arkady Awertschenko.

Villenbesitzer und Staatsbeamter Pliumasjef machte einen Spaziergang durch den Wald und gelangte schließlich ans Flußufer. Mit seinen kurzsichtigen Augen sah er übers Wasser in Richtung der Badeanstalt und gewahrte dort eine Gestalt mit grüner Kopfbedeckung.

„Eine Frau," dachte Pliumasjef und kniff seine Augen so zusammen, daß sie sich wie zwei Gedankenstriche ausnahmen.

„Weiß Gott, — eine Frau — und sie scheint obendrein jung zu sein."

Ein Zittern ging durch seine alten Knie. „Ach," stöhnte er, „zum Teufel auch, daß man kurzsichtig ist, und wie dumm, daß ich immer vergesse, ein Fernglas mitzunehmen."

Er rieb seine Augen und seufzte. „Ich sehe etwas Weißes und etwas Gestreiftes." Er sah es aber nur verschwommen. Ich will mich in dem Buchwerk hier verstecken — vielleicht, daß sie herüberschwimmt, dachte er.

Als er aber die Zweige auseinanderbog, sah er einen Gymnasiasten platt auf dem Bauch im Grase liegen.

„Verfluchter Kerl... der hat sich gerade den richtigen Platz ausgesucht," dachte Pliumasjef erbost. Da bemerkte er, daß der Gymnasiast durch ein Fernglas krampfhaft zum andern Ufer starrte.

Der Gymnasiast nickte ihm freundschaftlich zu und sagte: „Nun, — auch Sie hier?"

Pliumasjef verspürte die größte Lust, ihn anzuschnauzen, erinnerte sich aber des Fernglases und sagte lächelnd:

„Hm — amüsant, nicht wahr?"

„Haha — eine schicke Dame!" bemerkte der Gymnasiast. „Tadellos gewachsen eine Venus — — — fabelhafte Beine... auf Ehre!"

„Und wie ist die Figur?" fragte Pliumasjef neugierig.

„Klassisch!"

„Klassisch?" Pliumasjef schnalzte mit der Zunge.

„Wollen Sie mir nicht mal das Glas leihen?"

Der Gymnasiast schüttelte den Kopf: „Ausgeschlossen!"

Pliumasjef streckte seine zittrige Hand aus.

„Nur einen Augenblick!"

„Fällt mir gar nicht ein. Glauben Sie, daß ich diesen Operngucker meiner Tante aus der Kommode geklaut habe, damit andere Leute..."

„Nur eine Sekunde."

„Stören Sie mich nicht!"

Pliumasjef wandte sich gekränkt ab.

„Eigentlich," sagte er heiser, „ist es schamlos, ganz schamlos von Ihnen, badende Damen zu belauern! Unmoralisch geradezu — überhaupt!"

„Sie baten ja selber um das Glas, Herr!"

„Wenn ich wollte, könnte ich Ihnen ja das Glas aus der Hand reißen, bin der Stärkere und Sie — Sie können von mir Prügel beziehen überhaupt..."

„Probieren Sie's doch. Ich werde schreien, daß alle Villenbesitzer der Umgegend zusammenlaufen, und dann werde ich ihnen erzählen, weshalb, wieso, Herr Staatsbeamter!"

„Ach — scheren Sie sich doch zum Teufel — Sie Lausejunge."

„Das können Sie selbst!"

Da besann sich Pliumasjef und sagte:

„Verkaufen Sie mir doch dann schon das Glas!"

„Verkaufen? Herr, meine Tante..."

„Wird es nie bemerken!"

„Hm, wieviel bieten Sie?"

„Fünf Rubel!"

„Ausgeschlossen!"

„Das ist gemein, ein neues kostet acht!"

„Weiß Gott, sie hat Grübchen in den Schultern, nun steht sie auf der Sandbank, man sieht auch die Füße, diese Fesseln, ich sage Ihnen, einzigartig.

„Junger Mann,“ sagte Pliumasjef fast erstickend, „wollen Sie — ich gebe acht Rubel!“

„Nicht mehr? Mindestens zwanzig muß ich haben!“

„Ich habe nicht mehr bei mir!

„So, nun bückt sie sich — was ist das — der Badeanzug ist an einer Seite, weiß Gott, losgegangen, ich sehe...“

„Hörrrren Sie!“ Pliumasjef keuchte: „Außer den acht Rubeln sollen sie auch meine ganz neue Börse und mein gutes Taschenmesser haben!“

„Haben Sie noch andere Naturalien, vielleicht Zigaretten?“

„Ja, darf ich Ihnen eine anbieten?“

„Gut — ich bekomme also die Zigaretten plus Etui, das Messer, die neue Börse — und das Geld — und Sie bekommen das Fernglas!“

„Angenommen — aber zwei Zigaretten müssen Sie mir für den Heimweg überlassen!“

„Entweder alle Zigaretten, oder das Geschäft wird nicht gemacht, ganz einfach — ich bin Geschäftsmann, wie Sie sehen!“

„Hören Sie — sie ist doch wohl noch da?“

„Ja — sie steht dort in ihrer ganzen Schönheit — da — sehen Sie selbst!“

Der Gymnasiast raffte seine Habseligkeiten zusammen, klopfte Pliumasjef freundschaftlich auf die Schulter, während er dachte: Du Trottel! und verschwand in das Dickicht des Waldes!!!

Pliumasjef aber lächelte selbstzufrieden — „endlich“, sah gierig durch das Fernglas, sah folgendes:

Auf einer Sandbank stand in einem gestreiften Badeanzug mit langen, weißen Hosen Marja Pavlovna! Seine Frau.... Ogottogottogottogott!

Das Blut stieg ihm zu Kopf! Mit einem massiven Fluch schleuderte er den Operngucker der „Tante“ ins Wasser. Klatsch!

Mit schlotternden Gliedern trottelte er die zwei Werst nach Hause.

Ach — wer jetzt noch nur eine Zigarette gehabt hätte!!!

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen.)

Kritze-Kratze

Von Max Dortu.

Kritze-Kratze war glücklich. Ueberglücklich war Kritze-Kratze. Drei hochgefüllte Nester, aufgefüllt mit Lebensmitteln, nun möge der Winter kommen.

Kritze-Kratze war ein Eichkätzchen. Ein sauberes Eichkätzchen. Ein schönes Eichkätzchen, wie es kein schöneres im ganzen Bergwalde gab. Sein Pelz war rotbraun, seine Augen wie blanke schwarze Perlen — und sein Schweif war eine rote Fahne, die es stolz aufrecht trug. Anders, als der große Schleicher des Waldes, als der listige Fuchs, der da seine Fahne immer gesenkt hält, und sie durch allen Dreck und Speck schleift.

Kritze-Kratze war mein Freund. Es kannte mich ganz genau. Kam ich in sein Waldquartier, dann hatte es mich bald entdeckt. Hinter irgendeinem Baumstamm erscholl plötzlich ein lustiges Schürrschurruu, und dann hörte ich, wie seine Pfötchen mit den scharfen Krallen in die Rinde des Baumes einschlugen: kritzekratze — und oben am Ast schaute das kluge Köpflein Kritze-Kratzes auf mich herab. Das Köpflein so lustig, so schelmisch, die blanken spitzbübischen Augenperlen, die dreieckigen Oehrchen steif, mit den schwarzen Fransen dran, das Näschen und Mäulchen wie ein Affengesichtchen — und dann, husch — im Gleitsprung auf einen anderen Baum hinüber. Rief ich: Ei, Kritze-Kratze, wo biste denn hin, ich sehe dich nicht, dann warf es vom hohen Fichtenbaum einen Tannenzapfen auf mich herab. Und kritzekratze, schürr-schurruu, ging's schon wieder auf einen anderen Baum. Hier war es, da war es, es begleitete mich auf meinen Gängen durch den Wald. Jawohl, Kritze-Kratze war mein Freund. Wir verstanden uns, wir hatten die gleiche Liebe: den Wald!

Und Kritze-Kratze ist nun glücklich, überglücklich, es hat drei volle Winternester. Eines droben in der schwarzen Krone des alten Kiefernbaumes. Eines im Eichbaum, wo der Blitz einmal einen Ast abriß. Und das dritte Nest hat Kritze-Kratze im Ahornbaum. Nun möge der Winter kommen. Kritze-Kratze wird nicht hungern. Da sind Haselnüsse und Eicheln in den Nestern. Früchte des Waldes. Aber Kritze-Kratze hat auch 'n bißchen gestohlen, drüben im Schloßpark, bei den Walnußbäumen und bei den Edelkastanien — auch deren Früchte sind in Kritze-Kratzes Nestern.

Der Schloßpark mit dem alten Ritterbau, einst ein hochfeudaler Edelsitz, jetzt der Besitz eines großstädtischen Finanzbarons, der sich neben den alten Ritterbau ein blitzblankes Landhaus bauen ließ. Ja, Kritze-Kratze hatte gestohlen. Walnüsse und Edelkastanien — aber wie hatte es gestohlen, hier kommt's drauf an, unter Einsetzung seines Lebens hatte es gestohlen: die Walnüsse und die Kastanien. Die große Gefahr war der Blitz und der Donner, oder besser: der Jäger des Schlosses! Piff-Paff, hatte es gemacht — und ein armes Brüderchen oder Schwesterchen war tot. Ein halbes Dutzend rotbraune Genossen hatte der Jäger dem Kritze-Kratze abgeschossen, die Hunde hatten die toten Eichkätzchen gefressen. Aber Kritze-Kratze hatte Glück gehabt, es war klug, es war flink, flinker als die Büchse des Jägers, Kritze-Kratze lacht: Schürr-Schurruu! Krieg' mich!

Und wie war's denn eigentlich, für wen ließ Allmutter Natur die Nüsse und Kastanien wachsen? Sicher zunächst für die Eichkätzchen. Die Menschen hatten ja noch andere Nahrung. Für die Menschen waren ja die Nüsse nur Naschereien. Für Kritze-Kratze aber waren sie das Fleisch zu den Kartoffeln der Tannenzapfen. So dachte das Hirnchen des Kritze-Kratze mit logischer Richtigkeit. Aber sein kleines Herzchen fühlte über die Habgier der Menschen doch keinen Haß, dazu war es viel zu edel und rein. Es liebte ja mich, und ich war doch auch ein Mensch, auch einer von der allergrößten Raubtierspezies. Ach, die Tiere sind viel edler als wir! Sie leben — und lassen leben. Wir? Wir morden aus Habsucht.

Kritze-Kratze, das aber war dein Unglückstag, du machtest dem Schloßpark noch einmal einen letzten Besuch, du wolltest im Mäulchen noch zwei Walnüsse davontragen, die sollten dann sicher die letzten sein — und bei diesen letzten geschah das Unglück: Piff-Paff, der Jäger hatte abgebrannt. Kritze-Kratze ließ vor Schreck die Nüsse fallen — es empfand Schmerz, in den Vorderpfoten, es humpelte davon — es war im Walde, nun schnell den Fichtenbaum hinauf — aber, o weh!, es ging nicht mehr kritze-kratze: das Schrot des Jägers hatte die beiden Vorderpfötchen des armen kleinen Eichhörnchens zerschmettert. Die scharfen Krallen hatten keine Sehnen mehr, die Sehnen waren zerrissen. O wehe, wehe, Kritze-Kratze. Was nun?

Kritze-Kratze verkroch sich, mühsam hatte es sich bis zum morschen Eichbaum geschleppt, der unten halb ausgefault ist, da hinein kroch Kritze-Kratze. Und es mußte nun die Nacht über beim faulen Holze sitzen, stand oben im windgeschaukelten Nest, das mit Moos so sehr warm ausgebettet war, und seine gute Vorratskammer enthielt. Und hier unten, bei dem grün phosphoreszierenden Holze, da hieß es nun hungern.

Hungerte Kritze-Kratze? Ach nein. Vor Schmerzen spürte es keinen Hunger. Mit seiner kleinen schwarzrosigen Zunge leckte es an den zerstörten Pfötchen, die waren vom schwarzgeronnenen Blute ganz hart geworden, verschwollen waren sie. Es half aber kein Lecken mehr, was kaputt war — das war für immer dahin. Armes Kritze-Kratze, mein Liebling, auch all dein sommerlicher Fleiß war dahin, umsonst hattest du in deine drei Nester eingeerntet, ich sollte dich nie wiedersehen.

Eine Woche lang saß Kritze-Kratze nun schon in der Höhle des faulen Eichbaumes. Seine Seele wollte den Körper verlassen. Die Tierseele schickte sich an zur letzten Reise, dahin: wohin; wohin auch die Menschenseelen fahren, ans Herz der Allmutter Natur.

Kritze-Kratze war im Sterben ohne Haß und ohne Zorn. Es erlebte wie im Traume noch einmal all die Schönheit seines freien Waldlebens. Es hörte das Rauschen in den Wipfeln der Bäume. Es sah den rosigen Sonnenaufgang. Es hörte den Gesang der Vöglein und den Gesang der Quelle. Es freute sich an den Korallen der roten Tollkirsche. Und mit ganzem Herzen war es bei dem sozialistischen Fleiß der braunen Ameisenvölker. Das war Kritze-Kratzes letztes Fühlen.

Der Rabe hatte dem Fuchse verraten, was da unten in der Höhlung des halbverfaulten Eichbaumes los sei. Und der Fuchs, dieser listige Schleicher des Waldes — der hatte seine Mahlzeit gehalten — er fraß die todeskranke Kritze-Kratze auf.

Nur den Schweif, diese schöne rote Fahne, die Kritze-Kratze immer so stolz aufrecht trug, den ließ er liegen. Ich habe diese Fahne gefunden. Und nebenbei fand ich auch die beiden schwarzverquollenen zerschossenen Pfötchen, auch die hatte der Fuchs nicht gemocht. Ich steckte den Schweif meines Freundes Kritze-Kratze und seine Pfötchen in meine Tasche. Und dann ging ich dahin, wo die sturmgestürzte Fichte liegt. Da habe ich lange gesessen. Und wenn ich euch sage, daß ich geweint habe — dann werdet ihr mir sagen: daß ich ein großer Narr sei!

Alles Dichten ist Offenbarung; in der Brust des Dichters hält die ganze Menschheit mit all ihrem Wohl und Weh ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte ist ein Evangelium, worin sich irgendein Tiefstes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt ausspricht.

*

In uns flammt eine Vorschrift — und die muß göttlich sein weil sie ewig und allgemein ist; sie heißt: „Erfülle deine Pflicht!“ Und dieser Satz enthält die Lehren aller Religionen